

Ulrich Ladurner

Solferino

Kleine Geschichte eines großen Schauplatzes

Mit Fotos und Karte

Residenz Verlag

Für die Transskription des Tagebuches von Peter Ladurner
danken Autor und Verlag Simone Kostenzer, Wien.
Alle Fotos und Übersetzungen aus dem Italienischen:
Ulrich Ladurner

Für Peter, Peter, Lilli und Julius

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.residenzverlag.at

© 2009 Residenz Verlag
im Niederösterreichischen Pressehaus
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH
St. Pölten – Salzburg

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Joe Wannerer
Typografische Gestaltung, Satz: Ekke Wolf, typic.at,
unter Verwendung der Schrift Kingfisher
Lektorat: Dr. Carmen Sippl
Gesamtherstellung: CPI Moravia

ISBN 978-3-7017-3151-0

Inhalt

Zu diesem Buch	9
Die Truhe	11
Das Fenster	19
Der Tornister	31
Der Turm	47
Villa Mirra	75
Constantine	95
Knochen	117
Anmerkungen	135
Literatur	137
Register	139

Zu diesem Buch

Solferino ist ein kleiner Ort in der Lombardei. Er liegt in einer idyllischen Hügellandschaft, wenige Kilometer vom Gardasee entfernt.

Während ich dieses Buch schrieb, habe ich immer wieder Freunde gefragt: »Sagt dir Solferino etwas?« Die Österreicher unter ihnen antworteten: »Klar, Joseph Roth, Radetzkymarsch! Leutnant Trotta rettet in Solferino Kaiser Franz Joseph das Leben und wird für diese Tat geadelt.« Die Italiener sagten: »Solferino? Das war eine entscheidende Etappe auf dem Weg zur Einigung Italiens.« Die Schweizer schauten mich etwas erstaunt an, so selbstverständlich schien ihnen die Antwort: »Die Schlacht von Solferino. Henry Dunant, das Rote Kreuz!«

1859 stießen in Solferino habsburgische Truppen auf die Piemontesen und die mit ihnen verbündeten Franzosen. Es kam zu einer grausamen Schlacht, bei der Tausende Soldaten ihr Leben ließen. Die Österreicher mussten sich geschlagen zurückziehen und die Lombardei den Piemontesen überlassen. Solferino war für den damals neunundzwanzigjährigen Kaiser Franz Joseph eine bittere Niederlage. Sie markierte den Beginn eines sich über Jahrzehnte hinziehenden Abstiegs der Monarchie. Joseph Roths »Radetzkymarsch« beginnt in Solferino und endet mit dem Zerfall des Kaiserreiches. Es ist ein Roman über die endlos lange Agonie der Habsburgermonarchie. Für die Italiener hingegen war Solferino der Beginn eines neuen Zeitalters. Hier stießen sie das Tor zur Freiheit auf. Wenige Jahre nach der Schlacht war Italien geeint.

Für die Menschheit war Solferino – oder besser: waren die Folgen der Schlacht – von unschätzbbarer Bedeutung. Das Gemetzel an diesem kleinen Ort führte zur Gründung des Roten Kreuzes und zur Genfer Konvention, den ersten Schritten des internationalen Menschenrechts.

Es gibt also viele gute Gründe, über Solferino zu schreiben. Den entscheidenden Anstoß aber gab mir mein Urgroßvater. Er war Soldat in Solferino und schrieb darüber ein Tagebuch. Seine Aufzeichnungen haben mich inspiriert. Dieses Buch ist kein wissenschaftliches Werk. Es ist auch kein Geschichtsbuch. Wenn man es schon einordnen möchte, dann ist es eine historische Reisereportage. Ich habe das Schlachtfeld von Solferino mit dem Tagebuch meines Urgroßvaters in der Hand abgeschritten. Je weiter ich kam, je tiefer ich in die Materie eintauchte, desto lebendiger wurde er. Er stand vor mir in seinem Waffenrock, verschwitzt vom vielen Marschieren in der glühenden Hitze eines italienischen Sommers, mit vom Weingenuss geröteten Backen, fröhlich und übermütig, wie es sich für einen Fünfundzwanzigjährigen gehört; mit entsetzten Augen, die zu viele Tote und zu viel Schmerz gesehen haben. Und so, wie er mir erschien, fanden auch die anderen Teilnehmer an der Schlacht wieder ins Leben zurück – für den langen Moment dieses Buches.

Hamburg, im Mai 2009

Die Truhe

Mein Vater war der Meinung, dass man die Menschen nur verstehen kann, wenn man ihre Geschichte kennt. Trotzdem war er kein Leser. Das Regal in unserem Wohnzimmer bot zwei Metern Büchern Platz, davon nahm ein ehrwürdiger Herder Weltatlas den größten Teil ein, den Rest füllte Kosalik aus. Vater musste das Lexikon meist zweimal im Jahr konsultieren, zu Weihnachten und zu Ostern. Bei diesen Anlässen traf sich die Familie, und mit schöner Regelmäßigkeit entbrannte am Küchentisch Streit über irgendein Ereignis, eine Person oder ein Datum. Jeder wusste es natürlich besser, bis mein Vater das Lexikon mit den Worten in die Hand nahm: »Hören wir, was der Schiedsrichter sagt!« Er blätterte sorgfältig in den schon etwas vergilbten Seiten und verkündete schließlich den Schiedsspruch, den wir alle ohne Widerrede akzeptierten. Zu mehr gebrauchte er Bücher nicht. Trotz seines Wissenshungers blieben sie ihm fremd. Seine Kenntnisse über die Geschichte bezog er von den Menschen. Er redete mit allen, die er traf. Keiner war ihm zu gering. Bei jedem glaubte er, wenn man nur tief genug grabe, könne man einen Schatz finden.

Woher kommst du? Das war immer die erste Frage, die er stellte. War sein Gesprächspartner auskunftsfreudig, schob er so lange Fragen nach, bis er auf das gestoßen war, was ihm wertvoll erschien. Dabei handelte es sich oft um die unscheinbarsten Dinge, die Tatsache zum Beispiel, dass ein Mensch in der italienischen Poebene aufgewachsen war, die im Winter vom dicksten Nebel bedeckt war,

den man sich nur vorstellen konnte. Daraus entwickelte er Theorien über die Mentalität dieses Menschen, was freilich auch dazu führte, dass sich bei ihm Vorurteile verfestigten, die allerdings nie bösartiger Natur waren, sondern eher dazu dienten, ihn selbst durch die Welt zu geleiten, die ihm unübersichtlich schien wie ein vielversprechendes Labyrinth. Er besaß den staunenden Blick eines Kindes.

Doch wollte er nicht nur von den Menschen Antworten haben, sondern auch von den Dingen. Leidenschaftlich durchstöberte er Supermärkte, Geschäfte und Läden, nahm dabei die Waren in die Hand und studierte die Herkunftsbezeichnung. Nichts war für ihn wichtiger, als zu erfahren, wo etwas hergestellt, gewachsen oder verpackt worden war. Er begriff die Welt auf diese sehr handgreifliche Weise.

Er hatte es nicht so geplant, doch, glaube ich, ist es kein Zufall, dass er im Import-Export-Geschäft gelandet ist. Durch seine Hände gingen Bananen aus Ecuador, Gurken aus Südafrika, Salate aus Rumänien, Artischocken aus Ungarn, Orangen aus Sizilien. Manchmal begab er sich selbst in diese Länder, um die Echtheit der Herkunft der zu importierenden Ware zu überprüfen. Wie ein Detektiv durchstöberte er Felder, Äcker und Lagerhallen. Immer wieder blieb er an den Geschichten der Menschen hängen, die er traf. Ob Händler, Bauer oder Lagerarbeiter, sie öffneten sich ihm, weil er das Talent besaß, in Demut zu fragen. Wenn er nach Hause kam, war sein Netz prall gefüllt mit Geschichten, die er mit großem Vergnügen an alle weitergab, die sie hören wollten.

Da er nicht die Gelegenheit hatte, sich an einer Universität eine gewisse Systematik anzueignen, haftete seinen Erkundungen etwas Zufälliges an. Seine Neugier folgte

keinen Gesetzen, sie unterwarf sich nicht, blieb dilettantisch, unbändig und unerschöpflich. Ihn interessierte, worüber er gerade stolperte.

Ungefähr zehn Jahre vor seinem Tod schenkte er mir das Tagebuch meines Urgroßvaters: »Damit du weißt, woher du kommst.« Ich reagierte darauf mit einem kaum verhohlenen Unwillen. Damals wollte ich mit aller Kraft meiner Familiengeschichte entkommen, weil ich ihre vermeintlich drückende Last nicht ertrug. Und was tat er? Indem er mir das Buch gab, drückte er mir meinen Herkunftsstempel in die Hand. Mir war so, als wollte er sagen: Du entkommst nicht! Doch war dieser Eindruck einer jugendlichen Phobie geschuldet, denn mein Vater tat nur, was Väter eben tun. Er gab an seine Kinder weiter, was ihm wichtig schien, und dieses Buch gehörte dazu. Ich strich mit den Fingern über den rissig gewordenen Ledereinband, dann wog ich es in der Hand. Es war leicht und klein. Staunend las ich das Jahr, in dem mein Urgroßvater es geschrieben hatte: 1859. Nach einer ersten flüchtigen Lektüre verstaute ich es in einer Truhe, die mein Vater in dem Glauben erworben hatte, dass sie sehr wertvoll sein müsse. In Wirklichkeit war sie ein zwar uraltes, aber sehr billiges Produkt. Doch er bestand starrsinnig darauf, dass es sich dabei um einen ganz und gar außergewöhnlichen Gegenstand handle, dem, wenn nicht jetzt, so doch in Zukunft, ein beträchtlicher Wert zuwachsen werde. Er plante, sie irgendwann für gutes Geld zu verkaufen. Dazu kam es nie, denn niemand wollte die Truhe, und er hat sie bei Gott oft genug angeboten. Entmutigen ließ er sich dadurch nicht. Man müsse, sagte er, halt noch ein bisschen länger warten, dann würde sich schon ein Käufer finden. Zu den Vorzügen meines Vaters gehörte, dass er sich seine Träume nicht ausreden ließ.

Ich hütete die Truhe in all den Jahren wie meinen Augapfel, weil ich meinem Vater, der sie mir zu meinem achtzehnten Geburtstag mit feierlicher Geste bis zu dem Tag ihres Verkaufes in »Verwahrung« übergeben hatte, die Illusion nicht rauben wollte, es handle sich dabei um ein seltenes antiquarisches Stück. Mit den Jahren begann ich selbst daran zu glauben. Schließlich hatte ich viel Mühe darauf verwendet, sie zu behalten. Sie wechselte mit mir Wohnungen, Städte und Länder und niemals wäre mir der Gedanke gekommen, sie zurückzulassen, auch dann nicht, wenn ich sie keuchend und fluchend steile Treppen hochtragen musste. Ich suchte für diese Truhe immer den sichersten Ort, als sei sie ein Barren aus Gold, den ich vor Diebstahl schützen müsste. Die Täuschung, der mein Vater anheimgefallen war, entfaltete ihre Wirkung. Das Tagebuch lag in der Truhe, eingeschlagen in ein Wachtuch blieb es ungeöffnet. Ich vermied bewusst, darin zu blättern. Nicht etwa, weil ich dachte, dass die Lektüre schreckliche Geheimnisse offenbaren würde, Familientragödien oder dergleichen, sondern, ganz im Gegenteil, weil ich mir sicher war, auf diesen Seiten nichts anderem als unspektakulärer Normalität zu begegnen, dem erstickenden Staub des Alltags einer Familie, deren Mitglieder ohne großen Lärm zu erregen durch die Jahrhunderte gegangen waren.

Ich traute meinem Vater nicht. Ich verdächtigte ihn aller nur möglichen Phantastereien. Was wäre, wenn ich feststellen müsste, dass es sich mit dem Tagebuch genauso verhielt wie mit der Truhe, dass ihr Wert ausschließlich im Kopf meines Vaters bestand? Ich hätte ihn bis auf die Knochen entblößt. Seine Würde speiste sich einzig aus seinem unveräußerlichen Recht zu träumen.

Als mich die Nachricht vom Tod meines Vaters erreichte, öffnete ich ohne langes Nachdenken die Truhe, ergriff das Tagebuch und nahm es mit in meine Geburtsstadt zu seinem Begräbnis. Erst jetzt konnte ich darin lesen. Ich musste nicht mehr fürchten, meinen Vater bloßzustellen. Kein Lebender stand mehr zwischen mir und meinem Urgroßvater. Der Weg war frei, um seine Stimme zu hören.

»Den 28ten habe ich es mit dem Losziehen verspielt und die sehr schöne Nr. 2 gezogen (...) es hat sich immer der Gedanken erinnert, nur noch eine kleine Zeit kannst du in dein Vaterland bleiben, dann musst du fort, und hin nach Italien, und der Gedanken ging auch in Erfüllung.«

Das sind die ersten Zeilen des Buches. Es war Winter 1857, als er das niederschrieb. Krieg lag in der Luft. Ich beschloss, mehr als hundertfünfzig Jahre später an den Ort zu fahren, an dem das Tagebuch meines Urgroßvaters seinen grausigen Höhepunkt erreichen sollte – nach Solferino.